Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 11

Artikel: Teuer bezahlte List

Autor: J.-U.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635020

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

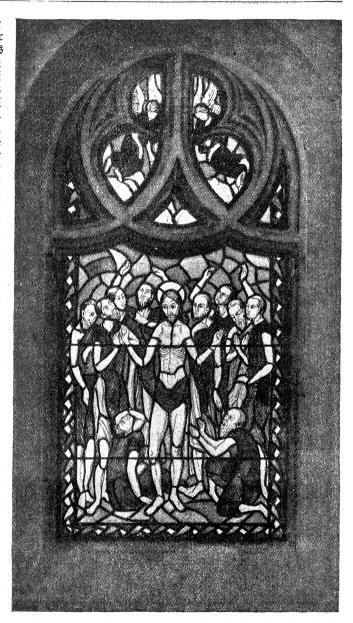
den das Betreten eines gotischen Domes immer und immer auf uns ausübt. Durch das tausendfarbige Spiel der Fenster scheint das steinerne Gerippe sich aufzulösen in eine Joee, inschwas Ungreifbares. An diesen alten Scheiben tonnen wir denn auch Belehrung über Wejen und Zwed der Glasmalerei luchen. Wir erkennen, wie die Aufteilung des Raumes auf das sorgfältigste durchgedacht und abgewogen ist. Wohl verblüfft uns vielleicht auf den ersten Augenblick die etwas steife, schematische Saltung und der Ausdruck der Gestalten. Bald aber spüren wir, daß gerade durch diese scheinbare Uebertreibung ein unerreichter Ausdruck des Gefühls diejer Gestalten erreicht wird. Wir jpuren den Schmerz einer Christusfigur ober empfinden das Mitleid, das eine Figur erweckt. Alles Unwesentliche ist weggelassen, um Wichtiges desto mehr zur Geltung kommen zu lassen. Bewußt ver= sichten die Rünstler auf eine getreue Wiedergabe des Dargestellten, denn sie sind sich wohl bewußt, daß sie keine Tafel= malerei zu leisten haben, sondern durchsichtige Scheiben, die in Farbe und Rompolition ein einheitliches Ganzes bilden sollen. Was fümmert es sie, der Natur scheinbar Gewalt anzutun, wie zum Beispiel, wenn der Künstler des unerreichten gefreuzigten Chriftus von Poitiers die Haare des Gefreuzigten hellblau malte, oder ein anderer gelbviolette Rühe mit grünen Hörnern (im Jesuitenfenster zu Bourges). Wie kleinlich wäre es, so etwas zu bemängeln, lag es doch dem Rünstler daran, einzig eine farbige Harmonie zu ichaffen. Bei den meisten Scheiben tritt die Legende durud zugunsten eines verklärten übermächtigen Eindruckes von Farbe, Form und Linie.

Die Schweiz ist in der gludlichen Lage, einige bedeut= same Werte aus den ersten Berioden der Glasmalertunft du besitzen. An die genialen Schöpfungen einiger Rathe= dralen in Frankreich, wie Chartres, Tours, Angres, Boistiers, Le Mans, Paris, reichen sie zwar nicht heran, doch lind uns in ihrer ganzen Bracht erhalten geblieben nament= lich die Rosette im Querschiff der Kathedrale zu Lausanne und die Maßwerke im Kreuzgang des ehemaligen Klosters Wettingen. Noch übertroffen werden diese Werke durch die der ehemaligen Klosterkirche zu Königsfelden. Mit dem Fortschreiten der Zeiten tam die Glasmalerei immer mehr auf; sie eroberte sich schließlich die Wohnung des Bürgers, und immer mehr tam die Sitte des Scheibenstiftens auf, die leider schließlich zur Unsitte ausartete und am Zerfall der Glasmalerei hauptsächlich schuld ist. Unser Rudolf von Tavel lätzt uns in seiner Erzählung "Gueti Gichpane" jene Blütezeit der Glasmalerei auf das anschaulichste erleben, ist doch der Seld der Erzählung ein Glasmaler. Den Zerfall der Glasmalerei können wir deutlich seit dem 17. Jahr-hundert feststellen. Man mißachtete die wahre Aufgabe der Glasmalerei: als Vermittlerin einer ruhigen würdigen Stimmung zu dienen. Dazu kamen die Umwälzungen in der Bauweise, die helle Wohnräume verlangte, was allerdings nicht hinderte. sie sofort wieder durch Borhänge abzublenden. Erst in der neueren Zeit wurde man sich des Zaubers wieder bewußt, den gute Scheiben hervorrufen. So stehen wir denn am Anfang einer neuen Blüte der Glasmalerei. Rachdrudlich sei aber darauf hingewiesen, daß der Schritt nach vorwarts unendlich gehemmt wird durch minderwertige Werke, sei es, daß die Glasmaler ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, sei es, daß die Besteller wenig Berständnis für ihren Auftrag haben.

(Shluß folgt.)

Teuer bezahlte Lift.

Bei einem Ausgange durchquerte vor mir ein Goldslaufkäfer die Straße. Fast mitten auf derselben, ein Meter von mir entsernt, machte er einen Augenblick Halt; dann füßelte er im rechten Winkel, lebhaft mit den Fühlern spielend, weiter. Sein Wesen interessierte mich; deshalb



Erscheinung des Auferstandenen. Glasgemälde in der Inselkappelle zu Bern. Entworsen und ausgeführt von Leo Steck in Bern.

blieb ich stehen, um ihn weiter zu beobachten. In einer Entsernung von 1/2 Meter schmausten zwei Wespen an einem kleinen Stücklein Pflaume, das auf vorstehender Hautsseite sag.

"Will der kampflustige Käfer mit den zwei gut bewaffneten Wespen den Kampf aufnehmen? oder ist er am Ende auch ein Liebhaber von süßem Obste?" fragte ich mich. Dort angekommen, stürzt der Käfer sofort auf die beiden Wespen los, um sie zu verjagen. Eine davon sucht sich mit ihrem Stachel zur Wehre zu sehen; aber am Hornpanzer des Käfers gleitet der Stachel aus. Der seltene Leckerbissen hat denselben aber zu gut geschmeckt, um ihn so kampflos preiszugeben. Sobald sich der Käfer anschiekt, auch von dem süßen Bissen zu kosten, sind die beiden Räscher wieder da und lassen ihre Freßzangen spielen. Der Käfer zeigt aber keine Lust, den Schmaus mit den beiden Wespen zu teilen. Und da diese auch keine Miene machen, ihm den Vissen zu überlassen, greift dieser zur List.

Er erfaßt das Pflaumenstücklein an der vorstehenden Haut und zieht es, rückwärtsgehend, samt den daraufsitzenden Wespen unter ein Löwenzahnblatt am Straßenrand. Unter diesem Blatte war im Mai ein Maikäfer auf der Welts bühne erschienen, um als Bassist am Frühlingskonzert mits zutun. Die zurücgelassene Höhle oder Röhre diente nun dem Straßenräuber als willkommener Schlupfwinkel. Da schmiedet er seine Pläne, wie er Raupen, Larven und Würmer überfallen will. Dort befindet sich auch sein Schlafzimmer und die Speisekammer. Tisch, Stuhl und Tischzerätschaften fehlen hier, ebenso der Spiegel; er hat ja kein Haar zu kämmen und keinen Schnauz zu wichsen und zu drehen.

Dieser Erdsestung zu zieht der Käfer das Pflaumenstüd. Dort angelangt, verjagt er die Wespen und stopft schnell den Bissen in die Röhre hinab; er selbst folgt in halber Leibeslänge nach, die Röhre mit seinem Leibe ganz aussfüllend. Umsonst versuchen die Wespen noch durch irgend eine Ritz zu der Konfitüre zu gelangen. Da ist nun der Käfer allein Hahn im Korbe, und die Wespen ziehen überslistet fort.

Auch ich verlasse den Blat. Als ich nach einer Stunde die Stelle wieder passiere, sehe ich nach, ob der Räfer den Schmaus beendet habe. Mit halbem Leibe in der Röhre befindet sich eine Wespe und der Räfer liegt handbreit daneben mit stark aufgetriebenem Bauche tot auf dem Rüden. Er hatte sich offenbar an der ungewohnten Süßigkeit übersfressen. Hätte er geteilt — wäre es ihm kaum so ergangen.

Vom Bademesen.

Bon Albert Stäuble, Bern.

Ju allen Zeiten haben Baden und Schwimmen im Leben der Bölfer eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Wer den Gang der Zeiten in diesem Zusammenhang versfolgt, der wird in kulturhistorischer, volkshygienischer und anderer Beziehung auf ein recht lehrreiches Taksachensmaterial stoßen, das ihm wertvolle Einblicke in die Sitten und Gebräuche der Bölker gibt. So sehr die betreffenden Einrichtungen und die Art des Badens in den verschiesdenen Zeitperioden voneinander abwichen, und dei diesem da und dort sogar religiöse Gründe mitspielten, so ist im Baden und Schwimmen von jeher ein hervorragendes Mittelzur Pflege der Gesundheit und zur Kräftigung des Körpers erblickt worden. Bereits die vorklassischen Bölker, die Indier, Perser, Aegypter usw. haben das Baden eifrig betrieben.

In der Geschichte der Griechen, die dem Sport und der Körperkultur in so hohem Grade huldigten, bilden das Badewesen und namentlich die öffentlichen Badeanstalten einen integrierenden Bestandteil der sportlichen Einrichtungen und Bestrebungen. Für den am Ringkampf und Wettslauf Beteiligten war es ein unwillkürliches Bedürfnis, den schweißtriefenden und staubbedeckten Körper durch ein reinigendes Bad zu erfrischen. Demzufolge sinden wir in den Ueberresten ihrer Sportanlagen oder Gymnasien stets für diesen Zweck bestimmte künstliche Bassins.

Bu einer Weiterentwicklung und in baulicher Sinsicht zu den großartigsten und interessantesten Schöpfungen führte das Badewesen bei den Römern, deren Imperatoren wahre Wunderbauten errichten ließen. Sier gelangte der sozial= hngienische Gedanke dieser Einrichtungen am erkennbarften jum Ausdrud. Gleichzeitig bildeten die Thermen einen Ort vielseitiger Unterhaltung, wo namentlich auch der Literatur und Politik gehuldigt wurde. Sand in Sand mit dem Berfall der Sitten, zu welchem das in diesen Etablissements geführte freie Leben Anlaß gab, ging das römische Badewesen allmählich dem Zerfall entgegen und fand namentlich in der nachdristlichen Zeit in der einer überfeinerten Rultur entgegentretenden Rirche einen anfänglichen Gegner. In spätern Zahrhunderten stellte sich die Kirche in Badefragen auf einen andern Standpunkt, und wir finden gerade in Rlöstern wieder Bader, die sich allerdings bezüglich Romfort und Einrichtung mit recht einfachen Mitteln behalfen

und die außer für die Monche charitativen Zweden im Sinne der Pflege unbemittelter Rranter dienten. Auch in den Schlössern und Burgen lebte sich die Badegewohnheit und die Badestube für das Warmbad mehr und mehr ein und es ward gur Sitte, daß man einem Ritter, der nach langer Reise oder nach einem ichweren Waffengang in einem Schlosse Einkehr hielt, zuerst ein warmes Bad anbot. Mit der Entwidlung und dem Aufblühen der Städte wurde das Bad, und später auch das Schwitbad, ju einer der Deffentlichkeit dienenden Einrichtung, die namentlich unter dem Einfluß der Bunfte ju größerer Entfaltung gelangte. Schon verhältnismäßig früh wurden in den Wohnhäusern wohlhabender Bürger Badegelegenheiten eingerichtet. Mit dem öffentlichen Badewesen wurden mit der Zeit allerlei Bolks= belustigungen und Tafelfreuden verbunden und es lebten sich die verschiedensten Sitten, Baderegeln, sowie namentlich auch Badeunsitten ein. 3m 15. Jahrhundert wurde das Baben in öffentlichen Babern bis ins Extrem betrieben. Es gab Leute, die halbe Tage in den Badestuben verbrachten. wobei allerlei Unfug getrieben wurde, so daß nicht nur bie Merztewelt, sondern auch die Beistlichkeit diesem Betrieb Dpposition zu machen begann. Ausbrechende Seuchen und die Best späterer Jahrhunderte, sowie namentlich der dreißig= jährige Krieg, der die Verarmung der Völker, und infolge der Kargheit des Brennmaterials, die Verteurung der Bader zur Folge hatten, führten zum Niedergang des Badewesens jur Schließung der meiften öffentlichen Badeftuben.

Damit versiegte die Badegewohnheit aber keineswegs. Der Badebetrieb nahm vielmehr eine andere Richtung an. Die Vornehmen und Wohlhabenden begannen fich den warmen Mineralbädern, die ichon gur Beit der Römer eine gewisse Rolle gespielt hatten, zuzuwenden. In Ergänzung der mehr spärlich betriebenen Waschungen zu Kause wurde es üblich, eine alljährliche Badefahrt nach einem Mineral-und Heilbad zu unternehmen und schon zur Zeit eines Theophrastus Paracelsus wußte man von Seilbädern für zirka 11 Rrankheitskreise zu berichten. Doch mit der Bermehrung der Bahl dieser Beilbäder und dem gesteigerten Betrieb und Luxus berselben begann ihr eigentlicher 3wed und Charafter sich zusehends mit demjenigen von reinen Bergnügungsorten zu vermischen. Tafelfreuden, Ueppigkeit und Unterhaltungen aller Art begannen eine so vervorragende Rolle zu spielen, daß der Besuch so kostspieliger Orte den breiten Massen erst recht verschlossen blieb und der Sinn für das Baden und die hygienische Seite desselben bei diesen im Laufe der Zeiten verloren ging. Die Zeit vom Ende des siebzehnten bis in die vierziger Jahre des neunzehnten Jahr= hunderts wies in der Folge den größten Tiefstand des mehr volkstümlichen Warmbadewesens auf und blieb weit hinter den kleinburgerlichen Einrichtungen des Mittelalters gurud.

Zuerst waren es ärztliche Kreise, welche sich wieder für das kalte Bad zu interessieren begannen. Das achtzehnte Jahrhundert zeitigte bereits regen Flußbadebetrieb. Roujsseau, Basedow und der Turnervater Jahn traten energisch für das Schwimmen ein.

Den Anstoß zur Regeneration des Badewesens auf breiterer und dem Boltswohl in größerem Maße dienender Basis ging aber namentlich von England aus, wo im Jahre 1842 in Liverpol die erste öffentliche Wasch und Badesanstalt errichtet wurde. Die Stadt London folgte diesem Beispiel zwei Jahre später nach und durch Parlamentsatte vom Jahre 1846 wurden die gesetlichen Grundlagen für die Weiterförderung dieser vollshygienischen Einrichtungen geschaffen, die innerhalb weniger Jahre zu zahlreichen Neusgründungen gleicher Art führten, denen da und dortscher wurden. Die Erfenntnis von den hohen gesundheitlichen Vorteilen dieser Einrichtungen drang rasch in der öffentslichen Meinung durch und hatte die Gründung zahlereicher Klubs, Attiengesellschaften und Schwimmvereine zur Folge, die energisch an der Weiterentwicklung des Bades